

Männlichkeit

Ich. Manuel.

Es war vielleicht verständlich. Nach einem Abend, der so grandios schiefgelaufen war, neigte man dazu, in alten Geschichten zu wühlen. Man sucht nach Mustern, wie ein Archäologe im Schlamm nach Scherben, um das Heute zu verstehen, oder einfach nur, um sich daran zu erinnern, dass man auch schon andere Niederlagen überlebt hatte.

Bevor ich erzählen kann, wie es mit Clara weiterging, muss ich einen Schritt zurücktreten. Ich muss auf eine Frage kommen, die wie ein Tinnitus mein ganzes Erwachsenenleben begleitet hatte: Was heißt es für mich, ein Mann zu sein? Wie ich die Antwort auf diese Frage heute interpretiere, ist weniger einer bewussten Entscheidung geschuldet als einer Summe von Unfällen. Beziehungen, die scheiterten; Karrierepläne, die implodierten. Was sich damals wie große Niederlagen anfühlte, war retrospektiv betrachtet mein größtes Glück. Denn diese Brüche haben mich erst zu dem Menschen und dem Mann gemacht, der ich heute bin.

Augusts Version von Männlichkeit war mir zutiefst zuwider. Sie war ein Relikt, ein Dinosaurierknochen. Durchsetzen ohne Rücksicht, dominieren ohne Empathie, die eigenen Bedürfnisse wie eine Monstranz vor sich hertragen und die der Frau irgendwo im Kleingedruckten verschwinden lassen. Das war die alte Schule. Aber ich wusste auch, dass meine eigene Definition, die auf Zuhören, auf Gleichwertigkeit und Konsens setzte – selbst in den dominantesten Spielszenarien –, in der durchschnittlichen Männerumkleide eines Fußballvereins kaum Champions-League-Niveau hatte. Dort galt man damit als weich. Als Versteher.

Für mich selbst war dieser Weg dennoch der einzige gangbare. Nicht weil ich ihn bewusst gewählt hätte – sondern weil das Leben ihn für mich wählte.

Ich habe Kinder. Zwei. Und entgegen dem klassischen Rollenbild war ich jahrelang derjenige, der zu Hause blieb. Das war keine politische Entscheidung und kein Versuch, eine *neue Männlichkeit* zu inszenieren. Es war schlicht unser Alltag: Sie machte Karriere, ich kümmerte mich um den Haushalt. Ich war oft erschöpft, roch nach Babyöl statt nach Aftershave, aber ich fühlte mich nicht klein. Ich mochte diese Rollenverteilung, weil sie zu uns passte. Und vor allem: Sie passte zu mir. Erst ein paar Jahre später, als ich im Outletcenter stand und einen Anzug für einen eleganten Abend im Swingerclub suchte, dämmerte mir: Es war nie ein *Rollentausch* gewesen. Es war einfach immer meine Rolle gewesen. Und jetzt, mit Clara, war es Zeit, eine andere Facette dieser Rolle

auszuprobieren. Weniger Provokation, eher eine Präzisierung: Clara und ich hatten unsere Dynamik gefunden und erweiterten nun den Radius.

Aber zuerst: Andrea.

Andrea war meine damalige Freundin, später Frau, jetzt Ex-Frau – konstant blieb in dieser Gleichung nur ihr Name. Wir kannten uns aus der Schule. Genau genommen war sie mein erstes Mal; jedenfalls alles außer dem eigentlichen Akt. In den Achtzigern nannte das der Dr. Sommer aus der BRAVO noch ehrfürchtig *Petting*. Heute würde ein Sechzehnjähriger das Wort hören und vermutlich googeln, ob das ein seltenes Pokémon ist, oder eine App zum Haustierstreicheln. Damals war das unschuldig, unverkopft, fast altmodisch zärtlich. Dieser Hang zur intellektuellen Kopfgymnastik beim Sex, der mich später manchmal auszeichnen und immer plagen sollte, kam erst viel später, mit einer anderen.

Vielleicht hätte mir ein *richtiges* erstes Mal mit Andrea gutgetan, wer weiß das schon? Aber das Leben spielt keine Konjunktive. Wir verloren uns aus den Augen und liefen uns erst zwanzig Jahre Funkstille später wieder über den Weg. In Wien, erster Bezirk. Zufall, Schicksal, statistische Wahrscheinlichkeit – nennen wir es, wie wir wollen.

Bei ihrem ersten Lachen wurden mir die Schultern leichter. Bei meinem zweiten Witz entspannten sich die ihren. Sie war gerade dabei, die Trümmer ihrer Ehe zusammenzukehren und sich von ihrem damaligen Mann zu trennen. Die Berufung an die Uni Wien war zwar der offizielle Auslöser für ihren Umzug, nicht aber der eigentliche Grund. Manchmal braucht's im Leben einfach so einen Schubs von außen, eine berufliche Notwendigkeit, um etwas zu beenden, das emotional eh schon lang verloren war.

Dass Andrea mich reizte, war mir sofort sonnenklar. Sie war vertraut, sie war klug, wir teilten denselben Humor. Doch meine Wahl für sie verriet auch viel darüber, wo ich mich selbst in der Hierarchie der Männer verortete. Ich jagte nicht nach Trophäen, ich suchte nach dem Machbaren. Ich navigierte damals nach einer Theorie, die ich mir über die Jahre zurechtgelegt hatte – einer heiligen Dreifaltigkeit der Attraktivität: intelligent, stark, weiblich. Mein Dilemma war nur, dass ich immer an Frauen geriet, die maximal zwei davon erfüllten.

Wenn ich *weiblich* sage, meine ich nicht den Körperbau. Viel Holz vor der Hütte war für mich nur auf der Almhütte relevant. Was ich meinte, war eine Haltung. Ich mochte Frauen, die es genossen, Frau zu sein, und dies im Idealfall sogar zelebrierten. Frauen, die den Raum nicht nur betraten, sondern ihn besaßen – nicht durch Lautstärke, sondern durch eine selbstverständliche Sinnlichkeit.

Intelligent und stark waren meine fixen Partnerinnen immer gewesen. Weiblich: nie.

Und exakt so konnte man Andrea beschreiben: habilitiert, durchsetzungsstark, eine außergewöhnliche Karriere vor der Brust. Sie war nicht ganz der Typ Werkzeuggürtel, aber noch weniger der Typ Beautycase. Ich gebe es zu: Der Typ Beautycase ist per se auch nicht meiner; der Badezimmerschrank muss nicht aussehen wie das Ersatzlager einer BIPA-Filiale. Aber wenn man essen geht, sich schön herrichtet – im Fall der Frau: ein Kleid, ein Lippenstift, ein Hauch von Inszenierung –, das bedeutete mir schon etwas. Im emotionalen Sinn, und im erotischen. Andreas Sache war das nicht. Wie übrigens auch nicht die ihrer Vorgängerinnen.

Irgendwann glaubte ich nicht mehr, dass ich alle drei Eigenschaften in einer einzigen Frau finden würde – und falls doch, dass ich für diese Frau dann selbst attraktiv genug sein könnte. Solche Frauen, die intelligent, stark *und* unverschämt weiblich sind, landen eher bei den George Clooneys dieser Welt. Ich redete mir ein, das sei Realismus. Ein Mann muss seine Grenzen kennen: Ich kann ordentlich kochen,

aber ich werde kein Haubenkoch mehr. Ich bin wahrscheinlich nicht völlig unansehnlich, aber bestimmt nicht Clooney oder Pitt. Es ist schon viel wert, zu wissen, in welcher Liga man spielt.

Das heißt nicht, dass ich nicht auch Frauen erobert hätte, die ihre Weiblichkeit genossen und diese zur Schau stellten. Aber bei denen fehlte dann oft diese besondere Stärke, die mich anzog. Bei den einen war die gewünschte Souveränität da, aber die Lust am Weiblichen fehlte. Bei den anderen war ebendiese Lust da, aber die geistige Schärfe blieb zu Hause.

Für mich gab's also immer nur zwei der drei Qualitäten. Immer, außer einmal.

Das war Iris. Meine große Liebe mit Mitte zwanzig – eine von zweien in meinem Leben, neben Clara.

In gewisser Weise ist Iris es noch heute, nur habe ich sie in eine komplett andere Schublade meines Herzens sortiert. Mit fünfundzwanzig verliebte ich mich in sie. Sie war in einer Beziehung, ich war die Affäre. Das Klischee in Reinkultur. Nach zweieinhalb Jahren musste sie sich entscheiden. Und sie tat es. Nicht für mich.

Ich verstand es. Und ich verstand es nicht. Vernunft ist eine wunderbare Sache, solange sie nicht gegen das eigene Herz eingesetzt wird.

Eigentlich bin ich ein sehr ausgeglichener Mensch. Jedenfalls, solange alles in seinen geordneten Bahnen läuft. Damals jedoch stellte sich heraus: Wenn ich einen tiefen emotionalen Verlust erlitt, überreagierte ich. Und das *über* sollte ich eigentlich in Großbuchstaben schreiben, fettgedruckt und unterstrichen. Dieses Muster sah ich erst Jahre später im Rückspiegel; bei Andrea würde ich es wiederholen, da aber noch massiver.

Nach Iris' Absage warf ich alles hin. Das Traineeprogramm bei einem Großkonzern, die sichere Leitungsfunktion in Sichtweite – ich kündigte. Ich wollte nur noch weg. Reisen, Rucksack, Flucht. Weg von Iris, fort aus dem Raster, das mir plötzlich zu eng war. Aber: *Nur noch reisen* ist halt so eine Sache. Das können ein Mark Mateschitz oder ein Carsten Maschmeyer, ich aber nicht. Was mich natürlich nicht hinderte, und so kam ich irgendwann pleite zurück, fing wieder bei einem internationalen Konzern an – diesmal eher ambitionslos. Die Reise hatte mich verändert, und meine Prioritäten sich auch. Weniger Work, mehr Life, damit die Balance stimmte.

Nach meiner Rückkehr traf ich Iris wieder. Und ja, wir hatten noch ein paar Mal Sex miteinander. Mir war wichtig, zu prüfen, ob ich über sie hinweg war. War ich. Ich fand sie immer noch souverän, attraktiv, beeindruckend. Wir waren emotional verbunden, ja. Aber nicht mehr romantisch. Das klingt widersprüchlich, weil wir noch zwei-, dreimal miteinander schliefen. War aber so. Sexuelle Restwärme ohne Zukunftsprognose, mehr nicht.

Danach blieb das, was tragfähiger war als ein hysterisches *für immer*: Vertrauen ohne Anspruch. Iris wurde meine Konstante, meine beste Freundin. Die Erste, die ich anrief, als ich Jahre später erfuhr, dass Andrea einen anderen hatte. Und diejenige, die mich nach meiner darauffolgenden zweiten *Überreaktion* fast täglich im Spital besuchte. In diesen Stunden gab es kein Kalkül. Entscheidend war, dass einer da war, der nicht rechnet. Freundschaft kann nicht aufgerechnet werden – aber man merkt, wenn sie trägt.

Doch davor gab es noch ein ganzes Leben. 2006 zogen Andrea und ich zusammen. 2008 wurde sie schwanger. Nicht am Reißbrett geplant, eher: in Kauf genommen. Mit dem Bauch wuchs auch die Sehnsucht nach Grün, und wir tauschten die Wiener Altbauwohnung gegen ein Haus in Niederösterreich.

Im März darauf war unser erstes Kind, Constanze, da. Es gibt Momente, da braucht das Leben keine Pointe, es liefert einfach einen Termin.

Es war nur eine zeitliche Koinzidenz, aber gleich nach dem positiven Schwangerschaftstest machte ich den besten Fehler meines Lebens. Eine dieser Niederlagen, die man später um nichts in der Welt zurückgeben würde: Ich ging grandios unter. Bei einem Vorstellungsgespräch.

Zehn Jahre davor hatte ich meine Karriere wegen Iris bewusst an die Wand gefahren und es tatsächlich nie bereut. Ich lebte zufrieden mit meiner Work-Life-Balance und hatte keine Ambitionen, das zu ändern. Bis Andrea in mein Leben zurückkehrte. Sie verlangte nichts, aber ihr Ehrgeiz weckte meinen. Headhunter meldeten sich ohnehin regelmäßig bei mir, meist mit Angeboten auf derselben Ebene. Langweilig. Kein Anlass zu wechseln.

Und dann kam, wir frisch schwanger, eine dieser seltenen Chancen, die einen aufhorchen ließen. Das Gespräch mit der Personalberaterin, ein Assessment-Center, alles lief glatt wie auf Eis. Auf einmal roch die Zukunft wieder nach Karriere, nach Firmenwagen und sensationellem Gehalt. Es war keine g'machte Wiesen, aber ich stand am Spielfeldrand und die Schuhe waren fest zugebunden.

Am Ende stand die Einladung in die Finalrunde beim zuständigen Vorstandsmitglied. Ich war einer von drei verbliebenen Kandidaten. Mein Gegenüber trug einen Namen, der britischer nicht hätte sein können. Nennen wir ihn Archibald McDermott. Ohne Regenschirm und Melone kaum denkbar.

Ein strategischer Vorteil, dachte ich. Ich mag Briten, und bisher schien die Sympathie auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Auf diesem Level waren die Fachfragen ohnehin abgehakt; es ging nur noch um die atmosphärische Wellenlänge. Mein Hang zum Understatement und eine gesunde Dosis Selbstironie sollten bei einem Insulaner eigentlich als Türöffner fungieren. Ich fühlte mich sicher – vielleicht ein bisschen zu sicher.

Ich bereitete mich akribisch vor, malte mir Earl Grey aus, vornehmes Understatement und lächelnde Fragen, die alles erlaubten und nichts verlangten. Und polierte mein Business-Englisch, legte mir Antworten zurecht, die smart, aber bescheiden klangen.

Der Tag kam. Ich wurde in das Eckbüro geführt. Teppichboden, der Geruch von Macht und Klimaanlage. Hinter dem Schreibtisch saß er. Archie.

Ich setzte mein charmantestes Lächeln auf, bereit für den Smalltalk über das Wetter in London. Und dann öffnete er den Mund. Archibald McDermott war ... tatsächlich Österreicher. „Setzens eana“, sagte er.

Er war nicht nur Österreicher. Er war Wiener. Und zwar einer von der Sorte, bei der der Humor bestimmt nicht vom britischen Namensgeber geerbt wurde. Er war sympathisch, wie ich später von anderen hörte. Nur: nicht für mich. Nicht in diesem Raum. Mein britisches Drehbuch war in Sekundenbruchteilen wertlos geworden, und ich hatte kein zweites dabei.

Ich bin kein Alphetier. Jedenfalls nicht, wenn ich angezogen bin und am Konferenztisch sitze. Schlimmer noch: Ich besitze eine fatale Allergie gegen Menschen, die ihre Umgebung durch bloße Lautstärke markieren müssen. Wer mich von oben herab anblickt, verliert mich – meistens schon vor dem ersten Satz.

Zwar wusste ich, damals schon und später mit Clara noch viel präziser – dass Dominanz eine faszinierende Facette sein kann. Aber eben nur dort: im geschützten Raum, im Spiel, basierend auf Vertrauen. Im echten Leben, und dazu zählte für mich der Beruf, war Augenhöhe für mich nicht verhandelbar. Wer mir nur mit Status kam, bei dem machte ich dicht. Bei Archie fiel die Klappe fast

sofort. Nach wenigen Sätzen spürte ich: Das wird nichts. Er stellte eine Frage, präzise, hart, ohne das britische *Would you mind ...* Ich antwortete, versuchte, locker zu wirken, machte einen Witz, um die Atmosphäre aufzulockern. Der Scherz landete nicht, sondern zerschellte an Archies Brille wie ein Vogel an einer Fensterscheibe. Ich redete mich in Nebensätze, die trotzig klangen. Je mehr ich versuchte, das Ruder herumzureißen, desto weniger passte es. Ich hörte mich selbst reden und wollte mich unterbrechen: „Halt die Pappn, Manuel. Sag einfach nichts mehr.“ Aber ich tat es nicht. Ich redete weiter. Und mit jedem Wort grub ich mich tiefer.

Ich setzte das Gespräch mit Anlauf selbst in den Sand. Kein Drama, kein böser Wille von seiner Seite. Einfach ich, der mit diesem Typ Mensch nicht konnte.

Manchmal passt die Chemie einfach nicht. Ein Vorstellungsgespräch für einen Traumjob ist allerdings ein denkbar ungünstiger Moment für diese Erkenntnis. Jeder Lebenslauf ist ein Narrativ, eine Geschichte, die man über sich selbst erzählt. Und ich hatte an dem Tag die falsche Erzählstimme gewählt.

Beim Verlassen seines Büros bestand für mich kein Zweifel mehr. Ich nahm's zur Kenntnis, hoffentlich mit Würde, aber bestimmt mit einem Rest Humor. Es gibt Momente, da hilft dir ein Achselzucken weiter als jeder Karriere-Ratgeber.

Den Job bekam jemand anderer, aber ich war trotzdem erstaunlich wenig traurig. Statt der großen Karriere erhielt ich etwas, das sich als wertvoller herausstellen sollte: Vaterschaft und Karenzgeld. Mit dem Job wären es mehr als 50 Stunden die Woche geworden. Ich wäre einer dieser Väter gewesen, die von ihren Kindern nur die entscheidendsten Ereignisse peripher mitbekommen – oder sich abends erzählen lassen, dass das Kind heute die ersten Schritte gemacht hat.

Durch mein Versagen bei Archie ergab sich die Chance, die Rollen zu Hause komplett umzudrehen. Ich wurde zum mütterlichen Vater, blieb bei den Kindern, und Andrea machte Karriere – besser und konsequenter, als ich es je geschafft hätte.

Mein größtes Lebensglück lag in meiner Vaterschaft – das weiß ich heute. Karriere macht bestimmt nicht unglücklich. Aber das Gefühl, das man gegen nichts auf der Welt eintauschen möchte, kommt mit den Kindern.

Danke, Archie. Wir wurden keine Hawara. Ich dafür Papa in der Version 2.0.

Viel Gutes im Leben passiert einem, ohne wissentlich danach zu streben. Iris hatte mir beigebracht, dass Liebe nicht dort endet, wo die Romantik aus war. Andrea hatte mir gezeigt, dass eine Partnerschaft auch dann gut sein konnte, wenn sie nicht in jeder Dimension glänzte. Und Archie hatte mir – unfreiwillig – den Dienst erwiesen, mich zur richtigen Zeit am passenden Ort scheitern zu lassen. Am Ende des Tages stimmten eben manche Summen, ohne dass die einzelnen Posten schön aussahen. Und wenn ich später eine Liste machte, dann stand auf der Haben-Seite viel, das man nicht in Euro bewerten konnte. Zwei Kinder. Ein paar Menschen, die blieben. Ein Schmä, der reichte, um durch düstere Tage zu kommen. Und die Erkenntnis, dass man manchmal gewann, indem man verlor – vorausgesetzt, man ließ sich auf die Niederlage ein.

Vaterschaft war mein Anker. Aber kein Hafen. Später würde ich Clara treffen, eine Frau, die mich lehrte, dass auch Liebesbeziehungen nicht immer den klassischen Linien folgen mussten.

Aber erst einmal musste ich lernen, wie man ein Känguru ist.

Karenz

Ich. Manuel.

Bereits bevor ich die erwartete Absage für den Job telefonisch mitgeteilt bekam, war mir klar, dass auch ich in Karenz gehen wollte. Ich mochte dieses österreichische Wort. Es klang nach Innehalten, nach einem bewussten Rückzug. Das deutsche Äquivalent *Elternzeit* erschien mir dagegen immer grundfalsch. Als wäre man nur in jenen Monaten ein Elternteil, in denen man dem Büro fernblieb. Als würde die Vaterschaft mit der Rückkehr an den Schreibtisch wieder aufgelöst werden.

In meinem Umfeld war mein Vorhaben noch immer ein Exotentrip. In Wahrheit kannte ich keinen persönlich, der die Möglichkeit je genutzt hätte – für mich trotzdem die logische Konsequenz. Vielleicht als Kontrapunkt zur Karriere, die nun doch wieder nicht passierte? Kann sein. War aber egal: Nicht das Warum war wichtig, sondern das Wann.

Andrea würde beginnen – stillen, eh klar. „Für wie lange?“, fragte ich am Frühstückstisch zwischen Bröseln und Käseresten, gleich am ersten Wochenende nach dem Archie-Desaster.

„Sieben Monate“, sagte Andrea mit einer Bestimmtheit, als ob Zweifel an Abstrusität grenzten.

„Anschließend ich“, sagte ich, als hätt‘ ich’s immer schon gewusst. „Für acht Monate.“

Hier muss ich kurz mit einem Missverständnis aufräumen. Wenn ich später erzählte, dass ich damals so lange zu Hause blieb, erwarteten die Leute oft eine moderne Heldengeschichte. *Neue Männlichkeit* klang in den Ohren mancher vielleicht nach einem Podcast mit Bobo-Touch, nach Hafermilch-Latte und Lastenrad im 7. Bezirk. Als wäre das eine hippe Lifestyle-Entscheidung gewesen. Die Realität hatte aber keinen Instagram-Filter. Es war weniger Urban Gardening und mehr HiPPglaserl-Pragmatismus. Ich kämpfte nicht für einen gesellschaftlichen Wandel – ich lebte einfach mein Leben. Unaufgeregt, uninszeniert – und wie ich bald merken sollte: herrlich entspannt.

Ein Satz, weil's mir wichtig ist: Männer in Karenz sind keine Helden, sie sind Eltern. Stärke schaut nicht nur nach Bizeps aus, sondern nach Gegenwart. Wenn bei mir im Kopf Austropop läuft, dann manchmal Fendrich: Macho Macho – in der Tragetuch-Edition.

Und ja: Rosinenpicken. Die Monate acht bis fünfzehn sind die Showbühne der Kindheit: Sitzen, Robben, Krabbeln, Aufziehen am Couchtisch, der erste Schritt, ein Wort, noch eins; plötzlich sind Kinderbücher spannend, die Liebe kommt im Vielfachen retour und die Hauptbezugsperson wird Magnet. Jackpot – und ich war vorbereitet.

Am Spielplatz bewunderte ich die tagtägliche mütterliche Leistungsschau, die vor meinen Augen abgezogen wurde. Eine brachte Hirsebällchen, die nächste zuckerfreie Dattelkugeln, die dritte schnitzte aus einem Apfel ein Igelgesicht (Zahnstocher als Stacheln, eh klar, und Bio sowieso). Was für einen Vorteil ich als Mann doch hatte, an diesem Wettkampf aufgrund meines Geschlechts nicht teilnehmen zu müssen! Ich kam mit Kind, Windeln und Feuchttüchern – mehr aber auch schon nicht – und bekam Blicke, als hätte ich die Bundespräsidentenwahl gewonnen.

„Was für ein Glück für Constanze, so einen engagierten Papa zu haben!“, sagte eine.

„Eigentlich bin ich der Glückspilz, dass ich das machen darf“, sagte ich.

„Na eh“, sagte sie ohne rechte Überzeugung.

Es dauerte, bis sie mir abkauften, dass das keine Übergangsphase war – sondern meine Version von Männlichkeit.

Von ihrer Taufpatin bekam Constanze zum zweiten Geburtstag ein Känguru von IKEA, groß, mit Beutel vorn und kleinem Känguru dort drinnen. Für sie war das große Tier das Papakänguru – logisch –, das Kleine im Beutel war *das Baby*. Auf die Idee, das Große könnte eine Känguru-Mama sein, kam sie gar nicht. In den Wimmelbüchern zeigte sie auf das erwachsene Tier mit Nachwuchs und sagte konsequent „Papa“. In ihrer Welt: Wer beim Kind war, war der Papa. Ich geb's zu: Das hat mir getaugt. Zum ersten Mal in meinem Leben hob ich mich nicht durch irgendwelche Errungenschaften positiv ab, sondern durch Gegenwart.

Ein Mann zu sein hieß für mich nicht länger, den Beutel zu füllen, sondern ihn zu tragen.

Andrea ließ mich machen. Null Konkurrenz, null Nadelstiche. Ihr Maßstab war simpel: Geht's den Kindern gut? Das war – ist – nicht selbstverständlich; ich rechne ihr das bis heute hoch an.

Ich hielt es mit Billy Joels Zeile aus *Keeping the Faith*: I found you can dance and still look tough. Mit Constanze und unserem späteren zweiten Kind Wolfgang – ja, die Mozart-Referenz war Absicht, aber immerhin ersparten wir ihnen Tristan und Isolde – übte ich die Väterdisziplinen: *Tragetuch im Halbdunkel*, *Trösten für Fortgeschrittene*, und die Königsklasse *Flascherl, ohne dass jemand aufwacht*. PEKiP und Emmi Pikler waren meine Sache nicht. Ich glaube, wenn du entspannt bist, färbt das auf Kinder ab.

Zu Beginn, das sei fair erwähnt, war's bei uns die Hölle: Constanze war ein Schreikind. Andrea fand Dr. Karp's Buch *Happiest Baby on the Block*, und die Ratschläge funktionierten sofort. Es gibt sie wirklich, diese Priceless-Momente, die du nicht mit der Mastercard bezahlen kannst. Der Moment, in dem du weißt, du bekommst ein hysterisch schreiendes Fünf-Wochen-Baby binnen Sekunden zur Ruhe, ist so einer.

Hoppala daheim – Constanze am Couchtisch, falscher Schritt, Tränen. „Papa!“ – Arme in die Höh, Sache klar. Ich tröstete, nicht Andrea. Die brachte den nassen Waschl und das Pflaster. Wir schauten uns an: So ist es gut. Kein Punktesammeln, kein Vergleich. Nur das Team.

Doch in diesem Alltag aus Schaukelanschubsen und Windelwechseln blieb auch ein Teil von mir ungelebt. Die Sehnsucht nach einer anderen Art von Intimität, jenseits von Abendritual und Trösterei. Andrea und ich hatten einst gemeinsam den Reiz des Kontrollverlusts entdeckt, die scharfe Würze von Dominanz und Hingabe. Dieser Geschmack verlor sich im Alltagstrott. Mit Kindern im Haus ist so ein Spiel kaum möglich. Nichts ist unromantischer als die Angst, eines könnte hereinkommen, just in dem Moment, in dem man sich in einer Rolle verliert, die sich nicht mit der des fürsorglichen Papas verträgt. So blieben diese Seiten von uns meist ungelebt, ein leises Summen unter der Oberfläche.

Neunzehn Monate nach Constanze kam Wolfgang. Ich ging wieder in Karenz. Danach: sechs Jahre Teilzeit, zwanzig Stunden. Andrea machte Vollzeit, ich das, was gemeinhin als *Frauenrolle* gilt. Es war unsere Normalität – und es funktionierte. Für uns beide.

Draußen, wenn ich mit zwei Kleinen am Spielplatz auftauchte, wurde aus Staunen Bewunderung. Ich tat wenig dafür. Das meiste erledigte die Erwartungshaltung der anderen. Wenn ich nicht dabei war, fragte wahrscheinlich jemand: „Und – wo ist bei denen die Mutter?“

Doch bevor ich mich jetzt ins Goldene male: Ich war ein guter Vater. Ein guter Partner war ich aber nicht. Andrea und ich hatten früh in unserer Beziehung besprochen, dass Treue nichts Absolutes sein muss. Kein Workshop *offene Beziehung*, eher das alte Motto: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Voraussetzung: Herz bleibt draußen. Ein schöner Satz, der vernünftig wirkt, solange er nicht auf die Probe gestellt wird. Ich nutzte meine Freiheiten über Gebühr, worauf ich im Nachhinein nicht stolz bin. Ein Vater, der am Spielplatz so präsent ist wie die Mütter selbst, wird schnell zum Maßstab. Zum Kontrast gegen die eigenen, oft abwesenden Partner. Das erleichtert es. Im Endeffekt war es reine Eitelkeit – und sicher keine Sinnhaftigkeit.

Vielleicht war es nur fair, dass ich am Ende der Verlassene war. Andrea verliebte sich – so richtig. Herz involviert, Regel gebrochen. Davor aber hatte ich zehn Jahre, die sich wie Perfektion anfühlten. Als Vater war ich voll da, als Partner eine Mogelpackung.

Man kann die eigene Bilanz nicht schönrechnen. Ich war kein Heiliger. Aber ich war wenigstens kein August. Dessen Weg – Kontrolle, Übergriffigkeit – blieb für mich das Gegenbild zu allem, was ich sein wollte.

Die Vaterschaft hat mich geprägt. Sie hat meine inneren Koordinaten radikal neu kalibriert, mich weichgeklopft für Lebensvarianten, die in keinem Handbuch vorkamen. Ohne dieses Jahrzehnt als Känguru wäre ich Clara später anders begegnet. Unsicherer. Oder zu sicher. Jedenfalls nicht bereit für etwas, das kein Regelwerk brauchte.